Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 16 (1912)

Artikel: Sagen aus Uri

Autor: Müller, Josef

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-111420

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sagen aus Uri.

Gesammelt von Josef Müller, Spitalpfarrer, Altdorf.[1])

Z'Bodmä-n-im Gadä

isch friehner heillos-umghirig gsi. Vor altä Zittä isch dert ä Säumweg verbi gangä und de hend mängisch fremdi Lit im Obergadä wellä-n-ibernachtä. Aber dieselbä sind nit güet achu. Chüm hend si si gleit gha, hend si im Undergadä so es kürioses, wieschts Polter ghert; das het tehnt präzis, wie wenn zwee Schafbeck tätet mit-enand putschä. De Fremdä isch alligs bald angst wordä, und si sind gärä wider üsä. Der Gadä het am Äller-Seppi ghert. Der het einisch wellä probierä, ob's ihnä äu üsätribi; er het dänkt, uf sim Eigentum derf er doch gwiß schlafä, wo-n-er well. Är isch am Abed innä-n-i Obergadä und het si im Heiw zum Schlafä nidergleit. Aber es isch nit lang gangä, het's dunnä afah pohlä, wie wenn zwee schwär Leiker [Schafböcke] mit aller Gwalt g'Grindä zämäschlahnt. Dr Seppi isch nit blüggä[2]) gsi und het dänkt: Hie üfä wird d'Häx ämal nit chu. Aber woll! Chüm het er das züe-n-em sälber gseit gha, isches iber d'Leiterä üfä-chu z'chütedä und z'pfüsedä (fauchend und pfeifend]. Dr Seppi ergrift grad ä Worbgablä, chniwet uf d'Torsellä-n-anä und streckt dem Gspenst g'Gablä ergäget wie-n-ä Spiëß. Das het dem nit passet, und es isch uf-einisch nienä meh gsi. Ander Lit hend äu scho wellä probierä, ob's es dinnä tohli [dulde], aber, wennd si's alligs so schizli ghert hend putschä, immer stercher und stercher, unds gar nit het wellä-n-üfherä, isch-nä-n-alligs der Müet i d'Hosä apä-ghit, und si sind dervo, so still als sie hend chennä.

Wennd alligs am-e-nä Sunntig und Firtig d'Lit uf Stäg apä z'Chilä hend wellä und bi dem Gadä verbi g'gangä sind, so hend si mängisch armi Seelä gseh worbä bi dem Gadä.

Die Wildheuer.

Ein Wanderer schreitet fürbass den alten Saumweg durch die Schöllenen hinan. Erstaunt betrachtet er die jähen Fels-

[1]) Eine erste Sammlung s. Archiv XV, 69 ff. — [2]) Blügg im Reusstal, blück im Schächental = furchtsam.

wände, die sich zu beiden Seiten der donnernden und schäumenden Reuss auftürmen. Aber noch mehr erstaunt er, da über die steilen Wände drei Männer herabsteigen. Kein Pfad führt sie; rücklings, die Handballen auf kleinen Felsvorsprüngen oder Rasenstückchen aufgelegt, die Füsse meistens in der freien Luft hangend, steigen sie langsam zur Tiefe. Ihnen voran kommt — auf unerklärliche Weise — ein schwarzes Hündchen. Dem Wandersmann graut ob dem seltenen Schauspiel. Er wartet, bis die verwegenen Männer bei ihm anlangen und ihm Auskunft geben. Sie haben da droben Wildheu gemäht, getrocknet und in Tristen aufgeschichtet; im Winter, wenn der Schnee die Schluchten und Krachen ausgefüllt und ebene, glatte Bahn wird geschaffen haben, werden sie das duftende, kräftige Heu in Garne zusammenfassen und über die Schneefelder hinuntergleiten lassen. Auf einmal bemerkt der Herr, dass das Hündchen nicht mehr da ist und fragt: „Wo habt Ihr Euer treues Hündchen?“ „Ein Hündchen? wir haben kein Hündchen bei uns gehabt; wie sollte auch so ein Tierchen uns folgen können?“ — Man sollte um zeitlicher Sachen willen das Leben nicht so freventlich aufs Spiel setzen. — Die Wildheuer waren drei Gebrüder Gamma auf der Geissplatte zu Göschenen; zu ihrer Zeit weit und breit als die waghalsigsten und besten Strahler bekannt. (19. Jahrhundert.)

Zwei Gebrüder Regli und anderes Volk in Meien gehen miteinander am Vorabend des ersten Wilditags [am Abend des 10. August] ins hintere Meiental, um am Morgen früh bei ihren Wildheuplätzen bereit zu sein. Da sagt der eine der beiden Brüder: „Morgen wird mein letzter Tag sein; vor wenigen Minuten hat's mir von der Höhe her gerufen: Chumm flingg. Ich habe den Ruf verstanden.“ Man achtet wenig auf seine Aussage. Fröhlich trennt sich das Volk, die einen steigen auf der Südseite, die andern auf der Nordseite des Tales die Höhen hinan. Der nächste Tag bricht an; mit Jauchzen begrüssen sich die Wildheuer an den beiden Bergabhängen. Man mähet emsig, und da es ein heisser, föhniger Tag ist, kann man gegen Abend das leichte, gedörrte Heu schon auftristnen. Unser Regli trägt als erster eine Bürde auf den hiefür bestimmten Platz; der schmale Pfad führt an einem überhängenden Felsen vorbei, wo man sich mit dem Angesicht gegen die Wand kehren muss, um nicht anzustossen; die Kameraden mahnen ihn zur

Sorgsamkeit. „Das ist doch mein letzter Gang," meint er, „von dort her hat's gerufen: Chumm flingg." Es geht lange, Regli kehrt noch nicht zurück, und auf der entgegengesetzten Seite des schmalen Tales fangen die Wildheuer an. zu lärmen und den Berg herab zu rennen. Jetzt ist es klar, Regli ist an jener gefährlichen Stelle verunglückt, und man findet seinen Leichnam zerschmettert am Fusse des Berges. (19. Jahrh.)

Siglisfad.

Siglisfad ist eine kleine Alp im romantischen Gornerntal, Gemeinde Gurtnellen. Der Lage nach sollte es auch zur Gornernalp gehören. Doch ist das nicht der Fall, Siglisfad ist heute ein Ausstafel der Intschialp. Früher aber hatte dieser Stafel wirklich zur Gornernalp gehört. Der Fahrweg von Siglisfad führte durch die steilen Hänge hinunter nach Gornern. Einmal, als das Sennten droben im Stafel eingeschneit worden, machten es die Schneeverhältnisse unmöglich, mit dem Vieh nach Gornern hinunterzufahren, und man war gezwungen, über das Siglisfadgrätli hinüber in die Intschialp zu fahren, um von dort ins Tal hinunter zu gelangen. Die Intschiälpler aber gewährten den Durchpass nur unter der Bedingung, dass ihnen Siglisfad abgetreten werde. Die Gornernälpler verzichteten lieber auf den schwerzugänglichen Stafel als auf das Vieh und gingen, wenn auch ungern, auf die hartherzige Bedingung ein. So kam Siglisfad an die Intschialp, hat aber nicht lauter Glück gebracht. Schon manch schönes Stück Vieh ist die steilen Halden und felsigen Abhänge von Siglisfad hinuntergestürzt und zu Grunde gegangen.

Unwillkommener Begleiter.

Ratsherr Sebastian Imhof [18. Jahrh.] in der Hofstatt zu Attinghausen erzählte seinen Kindern und Enkeln öfters: Jedesmal, wenn ich aus der Hofstatt ins „Dorf" [ein Landgut an der Reuss am Ausgang des „hohen Weges", der Weg dorthin ist der alte Saumweg, der nach dem Gotthard führte] ging, um im Stalle daselbst mein Vieh zu hirten und zu melken, gesellte sich ein grosser, schwarzer Pudelhund zu mir und begleitete mich hin und zurück. Auf seiner Stirn leuchtete ein tellergrosses, feuriges Auge. Er ging stets zu meiner Rechten. Zu

Leid getan hat er mir nie etwas, aber es hat mir bei seinem Anblick doch immer etwas „gschitzlet“ [geschaudert].

Vgl. Archiv XV, 70 fg.; Lütolf, Sagen 162 fg.; Schmitt, Sagen aus dem Baulande, Baden-Baden 1895 Nr. 7; Alem. 6, 164.

Bestrafte Gotteslästerung.

Ein Bauer war so von Unglücksfällen heimgesucht worden, dass ihm von seiner ganzen Habe nur noch ein Kühlein übrig blieb. Zuversichtlich hoffte er nun, dass ihm wenigstens dieses Stück noch erhalten bleibe. Aber auch die Kuh ging bald zugrunde. Von gottlosem Zorn übermannt, fing er an, Gott zu lästern, nahm das Kruzifix aus der Hergottsschroten, hielt das Bild des Gekreuzigten über das verendete Vieh und sagte: „Da friss wie ein Pudelhund.“ Doch die Strafe Gottes traf ihn augenblicklich, vom Schlage getroffen fiel er plötzlich zu Boden. Seitdem muss er als ein schwarzer Pudelhund in Ewigkeit wandeln. Viele meinen, das sei der „Glasscheibenhund“.

Die Alrune im Rhinachtloch.

Wer von Schattdorf gegen Erstfeld wandert, wird gewiss die gewaltigen, jähen Felswände bewundern, die fast von der Spitze des Belmetten senkrecht in die Ebene abfallen, und wird vielleicht das Echo wecken, das in dieser romantischen Felspartie, Rhinachtflueh genannt, schlummert. Wie alle Kalkfelsen, so birgt auch dieser zahlreiche Höhlungen und Gänge, die oft sehr weit in das Innere des Berges führen. Unter diesen Höhlen der Rhinachtflueh ist das Rhinachtloch in der Umgegend am meisten bekannt. Es wird erzählt, man habe einmal einen Geissbock hineingejagt und ihm den Ausgang versperrt. Er sei aber oben auf dem Belmettergrat, freilich mit abgestossenen Hörnern, wieder ans Tageslicht gekommen. Junge Heißsporne, die noch ihre Hörner abstossen wollen, können also hier dies Geschäft in aller wünschbaren Abgeschlossenheit besorgen und dabei noch in unserem nüchternen Zeitalter ein interessantes Abenteuer bestehen. Denn tief in der Höhle sitzt eine Alrune, ein hässliches altes Weib oder eigentlich eine Hexe, auf einem mächtigen Goldschatze. Auf ihrem Schosse tront eine gewaltige Kröte. Wer imstande ist, diesem nützlichen Tierchen unmittelbar nacheinander drei Küsse zu geben, der kann den Schatz heben; er ist immer noch da.

Verhängnisvolle Hartherzigkeit.

In der Nacht vom 16. auf den 17. Mai 1788 brach im Gasthause des Melchior Epp in Amsteg, heute Gasthaus Sternen und Post, Feuer aus, welches sehr rasch um sich griff; 20 Häuser, mehrere Ställe, viel Vieh und Kaufmannsgüter wurden der Flammen Raub. Aus genanntem Gasthause kamen der Wirt, vier Söhne und ein Gast lebend in den Flammen um. Der Gast war Johann Josef Imhof, genannt Sattler-Hofer, von Altdorf, ehemals Metzger. Von ihm erzählt die Tradition: Sattler-Hofer war Schuldentreiber; am Morgen des Unglückstages war er ins Meiental geeilt, hatte dort einem armen Bäuerlein zwei gepfändete Kühe, es waren seine einzigen, ohne Barmherzigkeit aus dem Stalle genommen und war mit ihnen am Abend spät in Amsteg angelangt. Von der Nacht überrascht, wagte er es nicht mehr weiterzugehen, stellte die zwei Tiere in den Stall des Melchior Epp und übernachtete in dessen Gasthaus. Über Nacht brach das Feuer aus, Imhof blieb in den Flammen, aber die zwei „Chüehli" entkamen und, als am Morgen die Sonne über dem Meiental aufging, muhten sie wohlgemut vor der ihnen wohlbekannten Stalltüre, gewiss nicht zum Schrecken ihres erstaunten Besitzers.

An einem Riedhalm erhängt.

Ein Teil der Gornernalp heisst Wartstafel, eine Erhebung daselbst die Wartegg. Zwei Älpler im Wartstafel hatten einst einen lebhaften Disput miteinander; der eine behauptete hartnäckig, man sei imstande, sich an einem Riedhalm zu erhängen, der andere bestritt es standhaft. Man wettete. Der erstere zieht aus der Streue [„Streiwi"] einen Riedhalm heraus, befestigt ihn an der Oberdiele und hängt sich daran, während der Kamerad zuschaut, um im Ernstfall zu Hilfe zu eilen. Im selben Augenblick läuft aber ein dreibeiniger Hase vorüber; der Zuschauer erblickt ihn, ruft dem Kameraden: wart! wart! und läuft dem unglückseligen Tier nach, welches nach zahllosen Kreuz- und Quersprüngen und allerlei Kapriolen auf einmal nirgends mehr zu sehen ist. Nun kehrt der Verfolger in die Hütte zurück, trifft aber zu seinem Schrecken den Freund tot am Riedhalm hängend.

Vgl. Lütolf, 185 Nr. 118; besonders 186 f. Nr. 118b; Rochholz, Naturmythen S. 280; Birlinger, Volkstümliches I, 279.

Fragmente von Ortschaftssagen.

Dië Altä hent mängisch gseit, der Bach heig Sisigä [Sisikon] bbracht, der Bach werds äu einisch wieder näh.

Ä fahrendä Schiëler, wo einisch z' Ättighüsä verbī g'gangä-n-isch, het gseit, vo Rom ewäg heig er keis so scheens Glīt [Geläute] me ghērt wie z' Attighüsä.

Ä fahrendä Schiëler het prophezihet, z' Unterschächä wärd mä nu einisch mit Schifflenä z' Chilä fahrä.

Mä seit, z' Bawä [Bauen] sīg ä gsundi Luft, dert isch nu kei Heer gstorbä und keis Roß verdorbä.

I dz Isitall innä het mä friehner nur uferä [auf einer] Leiterä chennä; wäg dem hent d'Isitaller d'Leiterä im Waapä.

Schatref [Schattdorf] isch die ältisch Pfarrih im Kanton Üri. Vor altä Zitä isch es einisch ganz underg'gangä.

Dobä, wo jetz d'Sießbergä sind, isch a großä See gsī, der isch üsbbrochä und het ganz Schatref undergmacht und ibersaret.

b'Birgler sind scho nooch dra gsī abzfallä und protischtantisch zwerdä; dr Pfahr isch scho uf dr anderä Sitä gsih. De hents si si aber doch nu bsunnä und sind katholisch blibä. Sitdem hents dr Hahnä-n-ufem Gloggäthurä.

Die erschtä Gloggä z' Spirigä sind z' Spirigä sälber uf der Acherä g'gossä wordä.

Iserä Vatter hett mängisch gseit, Geschenä [Göschenen] heig einisch vor altä Zittä am-en-än einzigä Meitli ghērt, aber damals siged dänk nur nu wenigi Hīser gsī. Mä heig wellä dz Chloschter Einsidlä z' Geschenä büwä, aber mä heigs nit chennä wäg de Bächä.[1]) D'sant Nikläusä-Chappeli z' Geschenä und dz Maria-Hilf-Chappeli z' Altref siged die älteschtä Gottshīser im Kanton Üri.

Golzärä [Pfarrei Bristen im Maderanertal], het dr Großvater gseit, sīg friehner en Alp gsī und heig de Chloschterfräuwä ghērt.[2]) Mä seit jetz nu amenä-n-Ort „bim Stafeltrog", wo jetz das sogenannti „Hotäl Wandervogel" isch und „i dä Stafelblackä"; dert hents gstaflet [die Hütte gestanden].

---

[1]) Diese Sagen mögen sich auf die Zeit beziehen, da Göschenen den Herren von Rapperswil gehörte; das bekannte Einsiedeln dürfte eine Verwechslung sein mit dem weniger bekannten Wettingen. — [2]) Entspricht den Urkunden; Golzern gehörte dem Fraumünster in Zürich.

Die Lit uf Berlingä [Beroldingen] heiget vor altä Zittä bis uf Erschtfäld miëßa z'Chilä gah.

Die grosse Lawine in Gurtnellen.

Am Samstag den 18. Jänner 1687 wurde Gurtnellen von einem schweren Unglück heimgesucht. Es war am Morgen des genannten Tages, etwa um 8 Uhr, als man beim Morgenessen sass, da löste sich an den steilen Hängen des Geissberges eine furchtbare Lawine los, die sich bis Eýllen fortwälzte, dort den Stall samt dem Heustock auf den grossen Stein daselbst schlug und 16 Ziegen darin tötete; zu Ruoppelingen brach sie drei Häuser und warf sie mit den Geisshütten über einen Haufen. In Baschi Walkers Haus im Hof schlug sie die Stube und das Stübli zwischen Kammer [oben] und Keller [unten] heraus samt den Personen, die sich gerade darinnen befanden. Baschi Walker mit einem jungen Knaben, Meister Johannes Kruog und ein Schneider wurden nach vieler Arbeit wieder lebendig herausgegraben, dagegen wurden Baschi Walkers Frau und seine Tochter Magdalena vom Samstag bis Dienstag tot aufgefunden. Das Haus in der Untermatt mit allen Insassen wurde umgeworfen und blieben darin 5 Personen tot: der Hausvater Melk, Balz und seine Tochter Seppa, die Frau und ein kleines Kind; diese Personen wurden am nächsten Tage zur Erde bestattet. Auf Grossfottigen stürzte die Lawine das grosse Haus in den Bifang hinunter; zwei Meitli und eine Frau wurden tot aufgefunden, die andern Personen konnten mit vieler Mühe und Arbeit gerettet werden. Im Holzschopf des grossen Hauses bei der Kapelle M. Hilf waren über den Sonntag sieben Leichen ausgestellt. Also sind in allem zehn Menschen ums Leben gekommen, 110 Stück Vieh zugrunde gegangen, folgende Ställe zerstört worden: der Berggaden, der Hostettligaden im grossen Richligen, der Geiss- und der Kleinfottiggaden, der grosse und der Geissgaden auf Grossfottigen, der Graben-, der Mürg- und der Hasslengaden. Die Toten wurden Sonntag bis Donnerstag begraben, 6 Personen zusammen in ein Grab zugedeckt.

Diese Lawine, genannt die Geissläuwi, kommt zwar öfters, aber doch nur klein und ohne Schaden anzurichten. In jenem Jahre aber hatte eine Hexe Schnee zusammengetragen und dann abgelöst. Man sah sie sogar, wie sie auf der Lawine zu Tale ritt, und später fand man ihren Schuh auf dem Lawinenschnee.

Eine alte Frau in Gurtnellen erzählte oft, dass einst im Herbst, als man noch Emd sammelte, eine Lawine bis in das Gut Bitzi in der Nähe der Kirche kam und als im Frühling darauf Ende Mai die Kirschen blühten, da hat es in der Bitzi Emdschochen und Lawinenschnee vom letzten Herbst miteinander ausgeabert. Aber auch das kam einmal vor, dass am St. Josefstag (19. März) die Kirschbäume im Heimigen bei der Kirche in voller Blüte standen.

Hexenkünste.

Im Götschwiler zu Spiringen machen sich die Heuer daran, das gedörrte Futter zu rechen und einzutragen. Einer der Arbeiter jammert und meint: „Wenn doch nur das Heu schon drinnen wäre!“ Ein anderer erwidert: „Das wird eine leichte Arbeit sein; wenn ihr andern miteinander das Heu im Obergaden verwerfen wollt, so will ich für das Hereinbringen schon sorgen.“ Gesagt, getan. Der Hexenkünstler nimmt einen Weisshaselzweig, geht zu oberst ins Land und klopft mit seinem Rütchen nur so aufs Heu. Das fliegt nun wie rasend durch das Heutor, durch alle Ritzen und Löcher in den Obergaden hinein, dass die sämtlichen übrigen Arbeiter mit Verwerfen mehr als genug zu tun haben und meinen, sie müssten noch ersticken. — Die Zweige des Weisshaselnußstrauchs stehen beim Schächentalervolk in hoher Achtung.

Lütolf 244 Nr. 180.

Kind und Schlange.

Schon längst war den sorgsamen Eltern aufgefallen, wie ihr Knäblein mit seinem Milchsüppchen jedesmal vor das Haus hinausging und draussen gewöhnlich mit jemand redete. Eines Tages aber wollten sie sich doch über dieses merkwürdige Benehmen ihres Kindes Kenntnis verschaffen und beobachteten dasselbe heimlich von einer geeigneten Stelle aus. Der arglose Kleine setzte sich mit seiner Schüssel auf die unterste Stufe der kleinen steinernen Treppe und fing an, wacker zu löffeln. Da schlich aber aus einer Mauerritze eine ziemlich grosse Schlange herbei, näherte sich ganz zutraulich dem Kinde und fing an, begierig Milch aus der Schüssel zu trinken. Gutmütig schaut der Knabe zu und erst, als er sieht, wie das hungrige

Reptil die Brotbrocken unberührt lässt, schlägt er gemütlich mit dem Löffelchen dem Tier auf den Kopf und spricht dazu: „Müesch Meckli äu näh, nit nur Mämmeli.“ Diesen Spruch sagt man gelegentlich auch einem wählerischen Menschen.

Lütolf 324 Nr. 270.

Die Bienen.

In hohem Ansehen stehen beim Volke die fleissigen Bienen. Ihre emsige Arbeit, die musterhafte Ordnung ihres Haushalts, der edle Honig, den sie bereiten, ihre Untertänigkeit unter eine Königin — Wiser genannt — zwingen dem Landmann seine Achtung ab; vollends aber behandelt er sie mit einer gewissen Ehrfurcht, weil sie der Kirche das köstliche Wachs liefern, das zu Kerzen bereitet im Gotteshaus auf den Altären die Ehre hat, dem Allerheiligsten zu dienen; darum singt ja sogar die Kirche am Charsamstag bei der Weihe der Osterkerze das Lob der „apis mater, der Mutter Biene“. Darum darf man nicht fluchen, wenn man mit den Bienen beschäftigt[1]) ist, man darf nicht nach ihnen schlagen, man sagt nicht: die Biene verdirbt, sondern die Biene „stirbt“ [2]); ist der Herr des Hauses gestorben, dann muss eine Person hingehen, dreimal an den Bienenkorb leise klopfen und ihnen den Tod des Herrn mitteilen. Wird das unterlassen, so geht der „Bih“ zugrunde oder fliegt davon.

Als merkwürdig wird erzählt: Der kranke Karl Kempf in der Schwändlen zu Bauen ging einige Wochen vor seinem Tode noch einmal zu seinen Bienen, um Nachschau zu halten und Notwendiges ihnen zu besorgen. Beim Abschied sagte er, seinen baldigen Tod ahnend, zu den ihm so lieben Tierchen: „Heute bin ich wohl das letzte Mal bei euch gewesen.“ Als am nächsten Tage eine andere Person hinging, da fand sich kein einziges Bienchen mehr vor, alle — es waren fünf oder sechs Körbe — waren fortgeflogen, kein Mensch weiss wohin.

Unterirdische Gänge.

Nicht weit von Albenschit in der Gemeinde Attinghausen auf einer aussichtsreichen Anhöhe von malerischen Baumgruppen beschattet liegt das Schatzbödeli. Deutlich erkennt noch der aufmerksame Beschauer die letzten Mauerreste eines ehemaligen

[1]) Lütolf 358 Nr. 316 b. — [2]) ib. Nr. 316 c; 316 a.

festen Turms, der die alte Gotthardstrasse zu seinen Füssen, aber auch das übrige Talgelände von der Burg Attinghausen bis zur Burg in Silenen, vom See bis Bürglen, Schächental, Schattdorf beherrschte. Wie schon der Name andeutet, war dort ein Schatz verborgen, und ein unterirdischer Gang führte zur Burg Attinghausen, verband letztere mit dem efeuumrankten Wohnturm im Schweinsberg[1]) und mit dem Kloster der Lazariter in Seedorf.

Ein solcher Gang führte auch von der festen Burg der Freiherren von Attinghausen nach Flüelen zum Schlösschen Rudenz und zum ehemaligen, sehr alten und stilvoll aufgebauten Gasthaus zum Ochsen.[2]) Vom Schlösschen Rudenz zweigte der Schacht ab gegen Westen und stellte mit dem Kloster in Seedorf eine heimliche Verbindung her. Leute, die vom Schlösschen aus in den verborgenen Gang vordrangen, fanden Widerhaken, die von der gewölbten Decke niederhingen, an denen sie sich festhalten konnten; sie wurden aber bald durch Schutt, Morast und Schlangengezücht an der Fortsetzung ihrer Entdeckungsfahrt gehindert. Ein neugieriger und mutiger Mann, Schreiner Truttmann von Seelisberg, meinte vom Kloster Seedorf her auf dem genannten heimlichen Gang bis zur Reuss vorgedrungen zu sein.

Andere unterirdischen Gänge verbanden das von Roll'sche Haus in Altdorf mit dem „weissen Haus" an der Strasse nach Attinghausen und letzteres mit dem Schlösschen Apro[3]) in Seedorf und den Turm Albenstein in Schattdorf mit dem Meierturm in Bürglen.

Der „Rabenfluch".

Da Achab dem freimütigen Propheten Elias nach dem Leben trachtete, sprach der Herr zu Elias: „Ziehe weg von hier und verbirg dich am Bache Karith. Aus dem Bache kannst du trinken, und den Raben habe ich befohlen, dich zu ernähren." Elias tat nach dem Worte des Herrn. Die Raben brachten ihm jeden Morgen und Abend Brot und Fleisch, und er trank aus dem Bache. So erzählt uns die hl. Schrift, und nach ihrer

[1]) Vergleiche „Das Bürgerhaus in Uri" Basel 1910, S. XLI und „Heimatschutz" Jahrg. V, Heft XII S. 95. — [2]) S. „Bürgerhaus in Uri" Basel 1910 S. XLV, S. XLVI, S. 96. — [3]) S. „Bürgerhaus in Uri" Basel 1910 S. XVIII, L und S. 46, 47, 48, 100 und 101.

Schilderung möchte man die Raben für gehorsame Tierchen halten. Das Volk in Gurtnellen aber kennt die Begebenheit besser als die hl. Schrift und belehrt uns, dass die Raben nach und nach ihres Pflegebefohlenen überdrüssig geworden und demselben die nötige Ration Fleisch und Brot nicht mehr verabreichten.

Da sprach Elias den Fluch aus über die ungehorsamen Vögel, die bis dahin noch ein prächtiges Gefieder getragen und durch herrlichen Gesang Gottes Lob verkündet hatten. Seit jenem Augenblicke ist der Rabe schwarz, seine krächzende Stimme verrät den Hunger, von dem er beständig geplagt wird; nie ist er imstande, denselben zu stillen. Von einem Menschen, der nicht zu ersättigen ist, sagt man daher in Gurtnellen: „Är hett der Rappäflüech.“ Andernorts sagt man: „Är hett der Retterich.“

Vgl. Lütolf 356 Nr. 312.

Die Heidenleute.

Vor uralten Zeiten lebten im Schächental Heidenleute. Dieselben waren klein von Gestalt, hatten „Stollfüsse“ [verkrüppelte Füsse] und sprachen ein merkwürdiges Kauderwelsch [Chüderwälsch]. Sie waren in allerlei geheimen Künsten erfahren, konnten, ohne Schaden anzurichten, auf dürren Heustöcken Feuer anzünden und unterhalten. Ihre Häuser, Heidenhäuser genannt, verbrennen nicht, solange sie im alten Zustand unverändert bleiben. Gottlieb Arnolds Haus im Küfermätteli, Michel Arnolds Haus im Oberdorf und noch andere sind Heidenhäuser. Auch im Uoli stand noch kaum vor einem Menschenalter ein solches. Einst herrschte im Schächental ein furchtbarer Sterbet, der Beulentod, und raffte die meisten Menschen dahin. Da kam ein Heidenmütterchen und rief: „Esset Enzen, Strenzen und Bibernell.“ Wer das befolgte, wurde von der Pest bewahrt[1]). Im Heidenwäldchen zwischen Mysburg und der Alp Mettenen ob Unterschächen wohnten solche Heidenleute. Zu den Kindern derselben gesellten sich oft diejenigen der umliegenden christlichen Bergbewohner und lernten von ihnen beim Spiele, aus Erde und ähnlichem Material geniessbare, wirkliche Käslein herzuzaubern.

[1]) Lütolf 127 Nr. 60; Zf. d. Myth. 4, 174; Schweizer Volkskunde I, 19.

Nicht weit entfernt von genanntem Wäldchen ist das „Heidenstäfeli“, das zur Privatalp Mettenen gehört. Bedeutende Höhlungen ziehen sich dort in das Innere des lockern Berges hinein, Heidenlöcher genannt. Dieselben waren von den Heiden ausgehöhlt und bewohnt worden. Eines dieser Heidenmanndli ging einst nach Unterschächen, um die Hebamme zu holen. In merkwürdigem Kauderwelsch konnte er derselben sein Anliegen verständlich machen. Die Hebamme folgte ihm, und nachdem sie ihres Amtes gewaltet, gab ihr die Heidenfamilie eine Schürze voll dürres Laub zum Lohn mit der ernsthaften Ermahnung, doch ja wohl darauf zu achten, nichts zu zerstreuen und zu Hause die Blätter auf dem saubern Herd auszubreiten[1]). Unterwegs aber zerstreute sie absichtlich die ihr wertlos scheinenden Blätter, nicht achtend, dass man ihr noch nachrief: „Was dü verzatterisch [zerstreuest], das dü verhatterisch [Verlust erleidest].“ Zu Hause angelangt, hatte sie nur noch ein einziges Blatt in der Fürscheiben, das sie, mehr wundershalb als im Ernst, auf die saubere Herdplatte ausleerte. Zu ihrem Erstaunen war es im Augenblick ein Goldstück! Ein Heidenknäblein hatte sie begleitet. Auf halbem Weg war ihr aber das eigene Kind entgegengekommen. Verwundert betrachtete dasselbe die Füsse des Heidenkindes und sagte zur Mutter: „Lüeg da Müetter, weligi kürjosi Fiëßli hett der Büeb!“ Da machte sich aber das Heidenbuebli davon und, indem es aus den Augen der Hebamme verschwand, rief es noch: „Chlīni Lītli, Tīfelslītli; die chlīna [Kinder] sind die allerfīlschtä; hitt [heute] nu da und de niënä [nirgends] meh!“

Die Heidenmännchen kannten den „Chaschblet“ [Käslab] und verstanden es, Käse zu bereiten, als unsere Bauern nur noch den Ziger aus der Milch zu gewinnen wussten. Ein Mann im Schächental aber konnte es gegen eine Belohnung von einem Heidenmanndli lernen, mittelst des Käslabs den Käse herzustellen.

Eine christliche Familie hatte einen Heiden bei sich im Dienste. Beim Dienstvertrag hatte derselbe sich ausbedungen, bei schlechtem Wetter nicht zu arbeiten. Treu erfüllte der arbeitsame Knecht seine Pflicht. Eines Tages aber im Spätsommer wehte heftig der Föhn. Das gute Wetter benützend mähten die Leute wacker darauf los, nur der Knecht erschien

[1]) Lütolf 574.

diesmal nicht. Nachmittag endlich, als das Heu „beichlingel"-dürr des Eintragens wartete, wollte man auch den Knecht zur Arbeit holen. Doch dieser schlief wie ein Murmeltier im Heustock und war nicht zu tätigem Eingreifen zu bewegen. „Wisst ihr denn nicht, dass ich im Dienstvertrag schlechtes Wetter ausdrücklich ausgenommen habe?" „Aber heute ist ja das herrlichste Wetter." „Ihr täuschet euch, heute geht der Föhn; der ist das „ungesundeste" Wetter und trocknet das Mark in den Gebeinen."

Am längsten hielten sich diese sonderbaren Leute auf im „Chasten", das ist eine steile, felsichte Bergwand bei Unterschächen, am Eingang ins romantische Brunnital. Eine Felsenhöhle daselbst, „Heidenloch" genannt, dringt tief in das Berginnere vor. In dieser Höhlung lebte eine Heidenfamilie, aus welcher eine Tochter als Magd bei einer christlichen Familie auf der Windeggen diente. Einst musste diese Magd mit ihren Meistersleuten ins Brunnital zur Arbeit [männen] gehen; zu Hause hatte sie aber ein Werkzeug vergessen und eilte darum zurück, um es zu holen. Bevor sie ihre Leute wieder eingeholt, rief ihr jemand aus dem Heidenloch zu: „Zisi-Müsi! Das alt Churri-Murri isch gstorbä!" Seit jener Zeit bekam sie niemand mehr zu sehen.

Heidenleute wohnten auch im Meiental. Gegenüber der Kapelle ist ein Heidenhaus. Zu Fernigen zeigt ein Haus an der Westseite [Wetterseite] eine dicke feste Mauer, Heidenmauer genannt, weil sie von den Heiden gebaut worden sei. Ein Heidenhäuschen steht auch zu Bürglen bei der ehemaligen „roten Brücke".

Waldbrüder.

Im „Espen" bei der ländlichen Kapelle Götschwiler in der Pfarrei Spiringen lebten ehemals Waldbrüder. So gewährte die Dorfgemeinde Spiringen am 15. Mai 1749 „dem Waldbruder Platz zu einem Rütteli an sein Häusli im Espen für sein Leben oder solang er da bleibt," und die Auffahrtsgemeinde vom 13. Mai 1779 bewilligte dem „Eremit Elias im Götschwiler im Espen zu Spiringen ein Blätzli Land zu einem Hausgärtlein". Während uns die schriftlichen Dokumente solches erzählen, berichtet uns die Sage, warum der letzte Eremit im Espen fortgewiesen wurde. Derselbe hielt den geweckten Kindern

aus den Spiringerbergen Schule. Statt aber dieselben das Vater Unser zu lehren und in die Geheimnisse der Buchstaben und Zahlen einzuführen, betrat er mit ihnen das Reich der bösen Zauberei. Das war kurzweiliger; kein Wunder, wenn die jungen Bergbewohner mit voller Aufmerksamkeit dem seltsamen Lehrer lauschten und rasche Fortschritte machten. Schon hatten sie gelernt Leute zu „bstellen“ und lebendige Mäuschen zu machen. Doch hatten diese keine Beinchen und rollten deshalb nur so herum. Von all dem aber hatten die geistlichen und weltlichen Vorgesetzten der Gemeinde und die Eltern keine Kenntnis, denn die kleinen Schalke hielten auf Geheiss ihres pflichtvergessenen Lehrmeisters ihr Treiben und ihre Künste geheim. Eines Tages sahen mehrere dieser jungen Hexenmeister bei Baldrig den Ortspfarrer daherkommen. „Wartet, dem spielen wir einen Streich, den „bstellen“ wir,“ meinte einer von ihnen. Der Vorschlag wurde zur Tat; der Pfarrer stand plötzlich still und konnte einige Augenblicke nicht mehr vorwärtsschreiten. Er war aber auch nicht von Dummbach und konnte mehr als nur Brot essen. Er wechselte die Schuhe an seinen Füssen und löste damit sofort den Bann. Da er auf die kichernden Knaben Verdacht gefasst hatte, nahm er eine strenge Untersuchung vor, welche die volle Schuld des heuchlerischen Waldbruders an den Tag brachte. Das gläubige Volk vertrieb denselben und duldete seit jener Zeit keine Eremiten mehr in Götschwiler. (19. Jahrhundert.)

Auch auf Resti zu Bauen am laubenähnlichen Weg nach Seelisberg soll ein Waldbruder gehaust haben. Noch zeigt man ein kleines, fast rundes, gut ausgeebnetes, wahrhaft ideal schön gelegenes Plätzchen daselbst, wo das Bruderhäuschen gestanden haben soll. Einen Bruder Walter von Bawen nennt uns das Jahrzeitbuch der Lazariter zu Seedorf, es kann dieser aber ebensowohl ein Frater des Klosters gewesen sein. Ein Waldbruder war aber jedenfalls jener Bruder Ulrich underm Schopf [jetzt Schopfli], den das genannte pergamentene Dokument ebenfalls anführt. (13. oder 14. Jahrhundert.)

Keines guten Rufes erfreute sich der letzte Waldbruder im Schopfli zu Seedorf. Auch er hatte sich ein herrlich gelegenes Plätzchen zur Wohnstätte ausgewählt, von dem aus er seinen Blick über den blauen See, das grüne Tal und die weissen Firne konnte schweifen lassen. Man zeigt noch

Mauerreste seiner einstigen Wohnung. Tagsüber sah man ihn nicht; er gab vor zu schlafen, eine Aussage, die mit den ständig aufsteigenden blauen Räuchlein über seiner Hütte nicht ganz harmonierte. Nachts aber diente er Gott mit Beten, — so sagte er —, namentlich war die Klosterkirche seine beliebteste Andachtsstätte. Da aber in den Häusern zu Seedorf, ganz besonders im Kloster, von Zeit zu Zeit gestohlen, sogar eingebrochen wurde, und dabei ganz besonders gute Esswaren, als z. B. Schinken, Schaflittli etc. ihren Ausgang ins Freie fanden, schöpften die ehrlichen Seedorfner Verdacht gegen den sonderbaren Heiligen; sie machten auch diesem gegenüber kein Hehl aus ihrer Gesinnung. Er fand es deshalb für gut, sich den Augen der arglistigen Seedorfner zu entziehen. In der verlassenen Hütte fanden die Leute noch allerlei Esswaren und Diebswerkzeuge. (19. Jahrhundert.)

Einen bessern Leumund besassen die Eremiten zu Altdorf auf der Rübi, zu Schattdorf, zu Silenen, zu Husen im Meiental und bei Maria-Hilf in Andermatt, die auch historisch besser beleuchtet sind und dem kirchlich approbierten Waldbruderverband angehörten.

Prüfung.

Einem hübschen Jüngling schlugen die Herzen dreier heiratslustiger Jungfrauen entgegen, sie wären bereit gewesen, ihm ihre Hand zum Lebensbunde zu reichen. Aber auch dem künftigen Ehemann waren sie nicht gleichgültig; doch wusste er nicht, welche ihm am liebsten war. Da entschloss er sich, ihre häuslichen Befähigungen auf die Probe zu stellen. Auf einer Wallfahrt nach Einsiedeln beobachtete er sie beim Verspeisen des Käses. Die eine schabte mitsamt dem „Chäsjäscht“ [Schimmelkruste] auch die Rinde weg. „Die nim-i-nit, das isch e Verschwänderi,“ dachte der schlaue Examinator. Die andere aber verschmähte es nicht, auch den „Chäsjäscht“ zu essen. „Das ischt e Sü,“ war das innerliche Urteil des kritischen Jünglings. Als er die dritte beobachtete, wie sie zwar den Schimmelbelag fein säuberlich abschabte, die Rinde aber als nützliche Nahrung behandelte, da entschied er sich für diese, das musste eine säuberliche und häusliche Gattin werden.

Kirche in Schattdorf.

Als man in Schattdorf die Kirche bauen wollte, war man über den Standort uneinig. Um dem Streit ein Ende zu machen, beschloss man, einen fahrenden Schüler um Rat zu fragen. Dieser bestimmte, einen Ochsen an einen Wagen zu spannen und dann frei laufen zu lassen. Wo derselbe Halt machen werde, sollten sie das Gotteshaus errichten. Des Fremdlings Ansinnen fand allgemein Anklang. Der Ochse blieb mit seinem Gespann auf der Anhöhe, wo jetzt wirklich die Kirche steht, im Gestrüpp stecken. — Die heutige Kirche in Schattdorf sei die dritte daselbst, die zweite sei in der Spillmatt, wo jetzt das Helgenstöckli zur Andacht mahnt, gestanden und dort durch einen Bergsturz zerstört worden, die erste habe auch den Standpunkt der jetzigen Kirche eingenommen.

Vgl. Lütolf 404 Nr. 396a; 331 Nr. 275 (Literatur).

Pest.

Zur Zeit, da in Uri der Beulentod herrschte, lebte in dem alten Steinhaus [1]) zu Trudelingen, in der Gemeinde Bürglen, ein reiches Fräulein, das auch in Flüelen Güter besass. In einer einzigen Nacht fielen so viele seiner Verwandten der schrecklichen Krankheit zum Opfer, dass es innerhalb dieser Nacht 9 Schellenkühe [also auch sämtliche Kühe von 9 Besitzern] erben konnte. Ein Landgut zu Spiringen wechselte damals infolge Erbschaft an einem einzigen Tage siebenmal seinen Besitzer. Die Pestkranken wurden in besondern Zimmern abgesondert und durch eine „Tohla“ reichte man ihnen aus der Küche oder aus dem Hausgang ihre Nahrung. Solche „Tohlen“ [Öffnungen in der Wand] findet man fast in allen alten Bauernhäusern in Uri.

Vgl. Lütolf 126 Nr. 60.

Verrat.

Segensreich wirken heute die ehrwürdigen Väter Kapuziner als geistliche Hirten des geweckten Völkleins von Andermatt. In alten Zeiten aber hatten auch die Urserner Seelsorger aus der Zahl der Weltgeistlichen. Der letzte dieser Pfarrherren war ein Graubündner. Damals lebten aber „Ursch-

[1]) Vergl. „Das Bürgerhaus in Uri“ Basel 1910, S. 42 Text und S. 94 Illustration.

ner“ und „Pindner“ in argem Streit miteinander. Einmal, als gerade niemand in Ursern ernstlich an Krieg dachte, berichtete dieser Pfarrer seinen Landsleuten jenseits der Oberalp, sie sollten auf einen bestimmten Sonntag die Urserner bewaffnet überrumpeln, das Volk werde dann ausnahmslos in der Kirche sein; die Stunde des Gottesdienstes teilte er ihnen mit. Der Sonntag kam, die Bündner überschritten in grosser Schar wohlbewaffnet die Oberalp, schon erschienen sie an den Halden ob dem Dorf. Eine alte Frau aber in Andermatt war zu Hause geblieben, erblickte den Feind, dessen Absicht sie sogleich erriet, eilte zur Kirche und rief die Männer zu den Waffen. Diese rückten dem hinterlistigen Nachbar entgegen, besiegten ihn und schlugen ihn zurück. Den verräterischen Pfarrer aber, der an jenem Sonntag sichtlich langsamer als gewöhnlich Gottesdienst gehalten, verjagten sie und erbaten sich für die Zukunft Kapuziner als ihre Pfarrherrn.

Ein unheimlicher Nachtwandler.

Ehemals sah man in Gurtnellen „zalten Tagen“ [an den Fronfastentagen] nachts einen grossen, schwarzen Pudelhund wandeln. Sein geöffneter Rachen, die Nüstern und Ohren spien Feuerflammen; auf der Mitte der Stirne glühte wie Feuer ein einziges Auge von der Grösse und Form einer Butzenscheibe. Seine Wanderung begann er auf Hohnegg, von da immer auf dem ehemaligen Saumweg am Hohneggstein vorbei nach Richligen, von da hinunter nach Bifang; dort sah man ihn dann und wann sogar im Hausgang; weiter nach Rittigen und Schwinacherli; dann verliess er den Saumweg, der ihn zur Kapelle geführt hätte, und trottete zum „grossen Haus“ [1]), hier erstellte er sich auf dem Egg und schaute in die Fenster des Hauses hinauf, weiter gings beim alten Schützenhaus vorbei hinab nach Spitzensteinen und auf die sogenannte Höhe, wo heute ein Helgenstöcklein zum Beten mahnt. So hatte er die gefürchtete Kapelle St. Michael auf Gurtnellen in weitem Bogen umgangen und war wieder auf dem Saumweg angelangt. Auf demselben zog er weiter nach Stalden und bis ins Märchlital hinunter, wo er umkehrte und auf dem gleichen Wege bis zur

[1]) Über diese schönen und alten Bauernhäuser vergleiche „Das Bürgerhaus in Uri“, Basel 1910, S. XLVII und „Heimatschutz“ Jahrg. V, Heft XII S. 95.

„Höhe“ gelangte. Hier verliess er wieder die Gasse, schlich sich weit unterhalb des Kirchleins über Heimigen und Stelli nach Gapihl und Fletzgen. Auf dem Egg zu Fletzgen erstellte er sich wieder und hielt Ausschau nach dem Wassnerwald im Talgrunde. Noch gings hinunter nach Waldi und Dangel, am letztern Ort verschwand der unheimliche Wanderer. Am häufigsten kam er auf die Steinplatte vor dem ehemaligen Wirtshaus Rittigen und auf das Egg beim Grosshaus, in dem früher ebenfalls gewirtet worden. Auch in Intschi und in der Riedstrasse zwischen Amsteg und Meitschlingen soll er öfters beobachtet worden sein. Nicht alle Leute sahen ihn; am meisten sahen ihn jene, die „zalten Tagen“[1]) geboren waren, diese sehen überhaupt mehr als andere. In Gurtnellen lautete ein Spruch:

Im Bifang isch der Tifel im Gang, z'Rittigä-n-uf der Plattä und im Dangel im Fang.

Vgl. Lütolf 341 Nr. 288.

Erscheinung?

Marianna Furrer, wohnhaft im Holzerberg, Bürglen, erzählte folgendes: Ich kam eines Sonntags aus dem Vormittagsgottesdienst. Als ich zu unterst im Berg ankam, erblickte ich mit Schrecken oben meine Kinder über einem fürchterlichen Abgrund in der Nähe des Hauses spielend und tanzend. Voll Angst beeilte ich mich, zum Hause zu gelangen und verlor unterdessen die Kinder aus den Augen. Im Hause fand ich zu meinem freudigen Erstaunen die lieben Kleinen in der Stube beisammen; keines derselben hatte diesen Vormittag das Haus verlassen. (19. Jahrhundert.)

Unsichtbare Gehilfen.

Ein Mann von altem Schlag war Waisenvogt Franz Zurfluh, genannt Obermatt-Franz, in Attinghausen; des Lesens und Schreibens unkundig, konnte er am Ende seiner zweijährigen Amtsdauer die ganze Waisenrechnung auswendig dem Gemeindeschreiber diktieren!

Eines Abends war er damit beschäftigt, das Heu zur Fütterung der Kühe aus dem Obergaden durch die Rischi in den

[1]) „Uff Salten Mitwuchen vor Wienächt“ 1539 datiert eine Gült im Urbarium der Muosspende im alten Spital zu Altdorf.

Viehstall hinunterzuwerfen. Zu seinem Erstaunen und Schrecken bemerkte er, wie eine unsichtbare Person neben ihm dasselbe tat; jedesmal, wenn er einen Arm voll hinunterwarf, flog ein zweiter Arm voll neben dem seinen durch die Rischi hinunter. „Da pressiert's scheint's," sagte er, den Tod ahnend, zu sich selbst. Bald ging er ins Haus und erzählte den Seinen von dem seltsamen Gehilfen. Da es ihm unwohl wurde, legte er sich zu Bett und liess sich durch den Priester verwahren; in wenigen Tagen war er eine Leiche. — In der Mändlisplangg auf Sittlisalp, Schächental, mähte Josef Gisler, Steffelers, Wildheu. Leute drunten bei den Hütten sahen ganz deutlich, wie ein Kamerad neben ihm das Nämliche tat. Sepp aber sah ihn nicht, und als er am Abend von seinem Tagewerk erzählte, meinte er: „Hit hets doch heillos wohl üsgghä bim Mäjä (Mähen)." (19. Jahrhundert.)

Das gereizte Gespenst.

Auf einer Terrasse am Abhange der Spitzen im Schächental breiten sich die grünen Triften der Alp Obsaum aus. Eine Lawine, die einst daselbst niederstürzte, warf einen Schweignapf durch die Lüfte über die ganze Breite des Tales hinüber in den Espen beim Götschwiler. In der Hütte aber spukt schon lange ein Geist und spielt von Zeit zu Zeit den Älplern arge Streiche. So fand man schon öfters zwei Geissen an éine Kette gebunden. Zwei Burschen erlaubten sich einmal im Herbst, als die Alp schon verlassen war, den Spass, das Gespenst durch Zurufen herauszufordern. Aber die Freude verging ihnen bald; drinnen in der Hütte erhob sich in den verschiedenen Gerätschaften, in den Kesseln, Eimern, Pfännchen u. s. w. ein furchtbares Gepolter und Getöse, so dass die beiden Störenfriede schleunigst Reissaus nahmen.

In Hohfuhr-Michels Haus im Götschwiler war eine Person gestorben. Einige Zeit nachher ging ein Knabe, Michael Herger aus dem Butzen, der später 1854—1868 als Seelsorger der Pfarrei Seedorf vorstand, hier vorüber und wagte es, dem Verstorbenen, der noch als Geist umging, spöttisch zu rufen. Da wurde es aber lebendig in dem unbewohnten Hause, und das nun beginnende Gepolter bewog den schlimmen Buben, rasch den Schauplatz seiner Heldentat zu verlassen. Später hatte er nie mehr den Mut, an diesem Hause vorüberzugehen.

Die listige Schwiegermutter.

Ein armes „Deetschipürli“ [gedrücktes Bäuerlein] im Schächental musste sich nebst Frau und einer grossen Kinderschar mit einer armseligen, halbverfallenen Hütte begnügen. Schon lange sann es hin und her, wie es ein neues Häuschen bauen könnte, aber alles Sinnen und Überlegen führte zu keinem rechten Ziele, es fehlte eben das nötige Geld. Da es eines Tages auf dem Felde ermüdet von seiner strengen Arbeit sich niedergesetzt hatte und über die Lösung der brennenden Frage nachstudierte, da kam ein kleines Männchen daher. Als ob dieses die trüben Gedanken des kummervollen Bauers in seinem Gesichte gelesen hätte, fragte es teilnahmsvoll nach der Ursache seines Kummers. Aufrichtig erzählte der Bauer von seiner Not und Verlegenheit. „A pah,“ meinte der Fremde, „dem ist bald abgeholfen; gib mir, was du nach der Arbeit bei deiner Ankunft zu Hause hinter dem Ofen findest, so soll bis morgen zum ersten Hahnenschrei ein neues Häuschen fix und fertig dastehen. Schlag ein, du machst ein gutes Geschäft.“ Nach einigem Besinnen geht der Bauer auf den Handel ein und verspricht dem sonderbaren Unbekannten das Verlangte gegen die ihm in Aussicht gestellte Errichtung eines Häuschens. Wohl erschrickt er, da er beim Abschied noch flüchtig die zwei Pferdefüsse [Rosstschaaggä] des mildherzigen und so auffallend tüchtigen und raschen Zimmermanns erblickt. Doch tröstet er sich leicht, da hinter seinem Ofen ausser einigen Lumpen, zerrissenen Strümpfen und alten Hosen sonst nie etwas zu finden ist. Aber wie erbleichte der getäuschte Vater, als er zu Hause hinter den Ofen gebettet ein prächtiges, neugebornes Knäblein fand! Ausser sich vor Schmerz und Reue, klagt er sein namenloses Leid seiner Schwiegermutter. Diese listige Frau tröstet ihn und sagt: „Lass nur mich machen, dem dummen Teufel will ich schon ein Schnippchen schlagen.“ Sie lässt den Hahn mit den Hühnern fasten, und sobald die Mitternachtsstunde geschlagen, kräht auch schon der hungrige „Gulli“. Es war aber auch höchste Zeit, das von den Gesellen des Teufels gebaute neue Haus stand schon fertig da bis zur First, nur ein kleines Loch auf der First war noch nicht gedeckt. Da kratzte sich der überlistete Satan in den Haaren und meinte reumütig: „Hätte ich so viel selber mit eigenen Händen gearbeitet, als ich mit Zuschauen allein hergestellt habe, so wäre das Haus

gebaut und die Seele des Kindes wäre mir nicht entgangen!“ Im Schächental sagt man noch heute: „Ds Hahns Hunger und ds Ma's Chummer und der altä Wiber Lischt, weiss der Tifel, was das ischt.

Vgl. Lütolf 183 Nr. 116.

Sennenbrauch.

Es ist Sennenbrauch, beim Käsen vor dem Herausziehen des Käses aus dem „Chessi“ mit der Hand das Kreuz über die Sirte zu machen. Ein Senn, der es einmal mutwilligerweise unterliess, zog statt des Käses eine tote Hand heraus.

Jägerglauben.

An einem Muttergottestag auf die Gemsjagd zu gehen, ist frevelhaft und bringt sicher Unglück. Kein christlicher Mann wird an einem der genannten Festtage nach einem Grattier jagen. Drei Männer von Spiringen, die noch leben, hatten es einst mutwillig gewagt, am Muttergottestag im Herbstmonat auf Gemsen zu pirschen. Doch es ging ihnen ganz wunderbar; hundert und hundert Gemsen tauchten von allen Seiten vor ihren erstaunten und begierigen Augen auf; aber zu einem Schuss gelangten sie doch nicht. Drei Gemsen nahmen die frechen Jäger auf ihre Rücken und sausten mit ihnen über Stock und Stein, über Schluchten und Krachen davon. Zum Glück trug einer sein Skapulier bei sich und konnte es den andern zuwerfen, so dass sich alle drei daran halten konnten. Da waren sie gerettet. Seitdem würde keiner derselben um kein Geld in der Welt an einem Muttergottestag auf die Jagd gehen; sie wollen auch nicht recht über ihr Erlebnis erzählen, nur Bruchstücke und rätselhafte Andeutungen bringt man aus ihnen heraus. Auch andere haben bei ähnlicher Gelegenheit böse Erfahrungen gemacht.

Zimmermannsbrauch.

Wer im Schächental ein altes Haus niederreisst und ein neues aufbaut, wird niemals den Sellabaum [Block, der zugleich die Haustürschwelle bildet] des alten Hauses in das neue hinübernehmen; derselbe muss verlochet oder verreistet werden, andernfalls würden die bösen Geister und das Unglück des

alten Baues auch in den neuen herüberziehen. Als man vor einigen Jahrzehnten im Schlänggen ob Unterschächen das neue Haus baute, hat man den Sellabaum verlochet, im untern Wängi aber ob Riedertal hat man ihn ins Ripplital hinunter gereistet. Einige Zeit später bemerkte man eines Morgens daselbst einen merkwürdigen frischen Erdgeruch [äs het merkwirtig g'härdelet], man hielt Umschau und bemerkte, dass an jener Stelle, wo der Holzstamm hinuntergeworfen worden, ein bedeutender Erdschlipf sich losgelöst hatte [äs het ä Bruch üsäzärrt g'ha], obwohl es weder in der vorausgehenden Nacht noch in den vorausgegangenen Tagen geregnet hatte.

Vgl. Lütolf 161 Nr. 98.

Verschwundenes Gold.

Ein Mann von Spiringen ging ins Brunnital. Unterwegs war er genötigt, der Natur einen Tribut zu entrichten. [Är hett miëßa d'Hosä chehrä]. Zu diesem Zweck begab er sich in das „Gädemli" in der sogenannten „Altenrütti". Während seiner Verrichtung sah er auf einmal ungezählte glänzende Goldstücke auf dem Boden herumliegen. Als er sich aber erhob und den Mammon sich aneignen wollte, da war die ganze Herrlichkeit verschwunden. Hätte er vorher noch schnell sein Skapulier darüber geworfen, so wäre es nicht so misslich gegangen.

Clariden.

Weit in die Lande hinaus schimmern die lilienweissen Schneefelder des Claridenstockes; blauer Gletscher kleidet seine Schultern, kristallhelle Wasseradern enteilen seinen Flanken, weisse Silberfäden hangen an seinen senkrechten Wänden hernieder. Zu seinen Füssen rundet sich das Felsenamphitheater der Klusalp und darüber eine fast ebene Terrasse, deren Eisparquet mit buntem Geröll beinahe ganz bedeckt ist. Ausser dem Donner der herabstürzenden Eisblöcke und der fallenden Giessbäche stört hier kein Laut die heilige Stille. Aber auch kein Grün, keine Blume, ausser dem rosigen Gletscherhahnefuss, kein Halm wächst, eine schaurig-schöne Alpenwildnis. Diese Terrasse, begrenzt vom Trümmerfeld des „Teufelsfriedhof", von den spärlichen Weiden des „Tihrälpeli" und den jäh zur Klus abfallenden Felswänden, heisst ebenfalls Clariden. Nicht immer

ist's da so still und öde gewesen; es hat eine Zeit gegeben, da ertönten hier die trauten Klänge der Herdenglocken, die fröhlichen Jauchzer der Sennen, da grünte und blühte auch hier fruchtbare Weide. Aber die Sünde zweier Menschen zerstörte dieses Alpenparadies. Ein Senn dieser verschwundenen Claridenalp unterhielt mit seiner „Kathri" ein unerlaubtes Verhältnis. Ihr zu Liebe und zugleich in prahlerischem Stolz bedeckte er den etwas kotigen Weg von der Sennhütte zum Käsgaden mit Käse [nach anderer Version machte er ihr eine Stiege aus fetten Käsen], damit sie ihre Füsschen nicht verunreinige. Aber auch seine arme Mutter machte ihm einen Besuch; gerne hätte sie sich an frischer, kräftiger Alpenspeise gestärkt und die süsse aromatische Milch gekostet; aber der ungeratene Sohn behandelte seine Mutter schlecht, mischte Unrat in ihre Speisen und verleidete ihr den ihm unwillkommenen Aufenthalt in der Alp. Bei der Rückkehr verwünschte sie das undankbare Kind. Kaum hatte sie die Alp verlassen, da stürzten unter furchtbarem Krachen gewaltige Firn- und Steinblöcke von den Höhen des Clariden herunter, töteten den verschwenderischen Senn und seine liederliche Dirne und bedeckten Vieh und Triften turmhoch. Das Eis ist nie mehr geschmolzen, die Trümmer sind liegen geblieben, die schöne Alp ist für immer verschwunden. Senn und Geliebte sind in Ewigkeit verdammt und müssen in Clariden wandeln. Wer am Karfreitag während der Passion den Klausen überschreitet, hört von dieser Wildnis her eine schauerliche Stimme wehklagend rufen: „Ich und mī liebi Kathri miënd ewig i Claridä sī."

Vgl. Lütolf 264 Nr. 204.